

BAUSTEIN PREDIGTANREGUNGEN

für den 30. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr C (Lk 18, 9–14)

Authentische und aufrichtige Gottesbeziehung als Ursprung der Lebensgestaltung

Leben gestalten, Hoffnung teilen, dazu möchte uns Jesus im heutigen Evangelium am Weltmissionssonntag ermutigen. Er zeigt uns, wie dies aus einer lebendigen Gottesbeziehung heraus glaubhaft in dieser unserer Welt verwirklicht werden kann.

Die Erzählung vom Pharisäer und vom Zöllner eröffnet uns den Weg zur Grundeinstellung, die für unsere Beziehung zu Gott nicht nur gestalterische Elemente bereithält, sondern von der her sie geprägt sein soll und in der sie begründet ist. Jesus stellt seinen Zuhörern zwei Möglichkeiten vor Augen, wie wir uns als Menschen Gott gegenüber verhalten können. Auf der einen Seite ist da der Pharisäer, der stolz auf seinen vorbildlichen Lebenswandel verweist und auf andere Menschen herabblickt. Auf der anderen Seite steht der Zöllner, der sich seiner Unzulänglichkeiten bewusst ist und sich ganz der Gnade Gottes anvertraut. Das ist ein deutlicher Verweis darauf, dass Gott nicht auf das Äußere schaut, sondern in das Herz der Menschen blickt. Er zählt nicht unsere vermeintlichen Leistungen und beantwortet sie mit Lohn oder Strafe. Er wendet sich vielmehr dem zu, der sich ehrlich und wahrhaftig vor ihm stellt. Jesus, der Sohn Gottes, bringt uns somit seinen Vater näher als einen Gott, vor dem Menschen sein dürfen, wie sie sind, vor dem sie sich nicht verstecken müssen, wenn in ihrem Leben etwas nicht in Ordnung ist. Dieser Gott lehnt sie nicht ab, auch wenn andere sie ausgrenzen oder auf sie herabblicken. Der Gott Israels ist wie ein gerechter Richter, der jeden Menschen gleich behandelt – ohne Ansehen der Person. Der nicht den Reichen gegenüber dem Armen bevorzugt und der die Klage eines ungerecht Behandelten nicht überhört. Diesen Gott kannten die Zuhörer Jesu schon aus den Schriften des Alten Testaments. In Jesus von Nazareth, in der Art, wie er mit ihnen redete und sich ihnen zuwandte, erlebten sie diesen Gott in einer bis dahin nicht gekannten Intensität – einen Gott, der sich den Menschen mit Barmherzigkeit zuwendet. Einen Gott, der ein offenes Herz hat für ihre Nöte und ihre Sorgen, der ihnen Leben ermöglichen möchte und Hoffnung zuteilwerden lässt.

Kenia als Beispielland für den diesjährigen Weltmissionsmonat

Wenn die Menschen in Kenia, dem Partnerland zum diesjährigen Weltmissionsmonat, diese Worte hören, dann fühlen auch sie sich unmittelbar angesprochen. Denn auch viele von ihnen gehören zu den Armen und den ungerecht Behandelten. Dies gilt insbesondere für die Menschen in den Slums von Nairobi, der Hauptstadt von Kenia, aber auch andernorts.

Täglich strömen Menschen aus dem Umland in die Stadt, in der Hoffnung auf Arbeit und eine bessere Zukunft für sich und ihre Familien. Allen Megacitys gemeinsam sind die extremen Unterschiede zwischen Arm und Reich. Rund 60 Prozent der Stadtbevölkerung Nairobis leben in mehreren großen Slums auf nur 6 Prozent der Stadtfläche. Da ist es nicht einfach, ein authentisches Glaubenszeugnis zu geben, das aus dem gemeinsamen Gebet und dem Einsatz für und mit anderen lebt. Das beginnt z. B. damit, dass Mitarbeiterinnen der Caritas, wie Sr. Modesther Karuri, anfangen, von ihrer eigenen Geschichte zu erzählen, von ihrem Glauben und von dem Gott, dessen Liebe sie in ihrem eigenen Leben erfahren haben. Dies alles wollen sie in ihrer Arbeit dort anderen Menschen weiterschicken. Und so öffnet sich für viele der Menschen, die den

Schwestern begegnen, eine neue Hoffnungsperspektive. Sie erfahren etwas von einem Gott, der sich ihnen in Liebe zuwendet, der an ihrem Schicksal Anteil nimmt und der sie in eine gute Zukunft führen will. Sie erfahren etwas von dem Gott, den uns Jesus durch seine Botschaft und sein Leben nahegebracht hat: Menschen wie z. B. Sr. Modesther Karuri sind „Gesandte an Christi statt“ – wie das der Apostel Paulus ausgedrückt hat. „Das ist wichtig für die Flüchtlinge aus Krisengebieten wie Somalia, Äthiopien, Kongo, Burundi und Südsudan, die in Nairobi jetzt versuchen zu leben“, sagt Sr. Modesther und sie fährt fort: „Gott lebt unter uns in der Gesellschaft. Wer sich für die Gesellschaft einsetzt, kann Gott an jedem Tag begegnen. Ich bin Gott dankbar dafür, dass ich mich für die Menschen engagieren kann, besonders für die Flüchtlinge. Sie kommen zu uns und tragen eine schwere Last mit sich. Sie sollen spüren, dass sie geliebt werden, dass sie zu unserer Familie, der Familie Gottes gehören. Wir haben alle eine Verantwortung dafür, diese Welt zu einem besseren Ort zu machen.“

Christliche Existenz ist immer missionarisches Handeln

In diesem Sinne dürfen wir uns auch heute am Weltmissionssonntag in ganz besonderer Weise unserer Verantwortung als Christinnen und Christen bewusst werden. Schauen wir auf das Fundament, das die Triebfeder unseres Betens und Handelns sein kann, nämlich die Beziehung zu Gott. Sie trägt uns. Sie hält für uns in Gemeinschaft als Kirche und Menschheit eine Zukunft bereit, die aus der Hoffnung der Auferstehung bei uns hier Wirklichkeit wird. Da haben Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit keinen Platz. Da sind Demut und Dankbarkeit die Gestaltungsprinzipien, aus denen heraus gelebte Solidarität erwächst. Das heutige Evangelium lädt uns dazu ein. Uns, die Menschen hier in Europa, aber auch in Afrika, Asien und Ozeanien, so wie es Sr. Modesther ausgedrückt hat, als weltweite Familie. Da geht es dann darum, die christliche Botschaft in einer vielschichtigen und widersprüchlichen Realität zu bezeugen. So können neue Wege für das Handeln von Christinnen und Christen im Sinne einer befreienden Evangelisierung eröffnet werden.

Und jeder Christ und jede Christin kann dieses gemeinsame Werk eines gelebten missionarischen Handelns mittragen – das war die geniale Idee von Pauline Jaricot. Als junge Frau lebte sie vor 200 Jahren in der französischen Stadt Lyon und wurde dort im Mai dieses Jahres seliggesprochen. Sie gewann in ihrem Umfeld Menschen dafür, jeden Tag für das Werk der Missionare und Missionarinnen und die Leute, mit denen sie fern der Heimat lebten, zu beten und einen kleinen Geldbetrag zurückzulegen, mit dem ihre Arbeit unterstützt werden kann. Aus der spontanen Initiative sind Anfang des 20. Jahrhunderts die Päpstlichen Missionswerke hervorgegangen, durch die die Gläubigen in aller Welt die ärmsten und bedürftigsten Ortskirchen unterstützen. Sie tun dies mit ihrem Gebet und mit ihren Gaben. Das dürfen wir uns heute am Weltmissionssonntag, der überall auf der Welt als die größte Solidaritätsaktion der Kirche miteinander gefeiert wird, wieder bewusst machen und uns in unserem Glauben stärken lassen. Da kann uns das diesjährige Leitmotiv „Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben“ (Jer 29,11) motivieren zum weltweiten gemeinsamen Handeln in der Nachfolge Jesu Christi.

Msgr. Wolfgang Huber, Präsident von missio München